Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Der Schatzgräber von Santiago de Compostela
Autor: Schoop, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572856

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

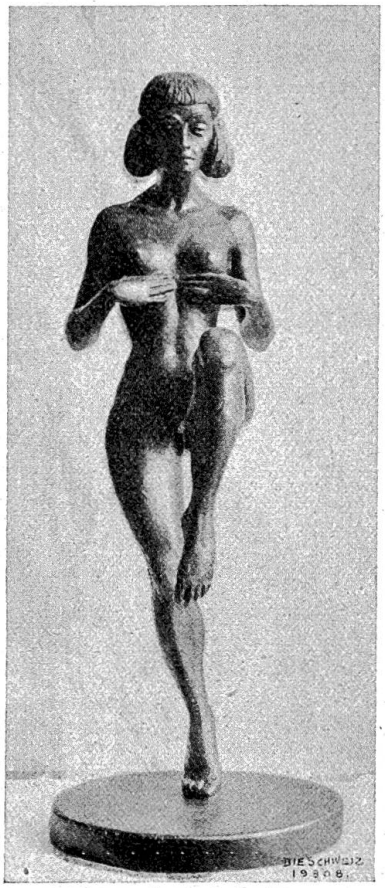
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von ihnen beeinflussen und bewegen läßt, der das Typische in ihnen sucht und sie um ihrer rauhen unmittelbaren Wirklichkeiten willen liebt. Nicht aus Ueberlegungen, Abstraktionen und Träumen heraus arbeitet er, sucht er zu gestalten, sondern aus augenblicklichen Gefühlseindrücken. Er ist in erster Linie Temperament. Das ist es, was aus den besten Arbeiten Perincioli so lebhaft anspricht. Darunter zähle ich die „Schmerzenreiche", „Arbeiter", „Tänzerin" u. a. m. Auch seine Bildnisbüsten verlassen alle irgendwo das Modell und steigern eine einzelne Charaktereigentümlichkeit temperamentvoll ins Allgemeingültige. Ich habe den Eindruck, fast jede bedeutendere Arbeit Perincioli könnte in der Reproduktion vor dem Titel einer Novelle mit scharfer Charakterschilderung oder lebhafter Problemerörterung stehen. So ist es denn wohl auch kein Zufall, daß Perincioli in jüngster Zeit sich der Holzschneidekunst zugewandt hat. Die Holzschnitte, die bis heute vorliegen, verraten, wie trefflich es der Künstler versteht, mit wenigen scharfen Strichen zu charakterisieren und Innerliches in dramatisch bewegter Handlung zu gestalten.



Etienne Perincioli, Bern.
Die Tänzerin.

Etienne Perincioli ist 1881 in Doccio, einem kleinen Dörfchen im Piemont, als Sohn eines Küfers und einer Bäuerin geboren. Mit vierzehn Jahren trat er zu Varallo in die Kunstgewerbeschule, in der er, dank schweren Opfern seiner Eltern, drei Jahre bleiben konnte. Fünf Jahre hätte der Kurs dauern sollen; aber zwei Jahre vorher starb sein Vater, und der junge Künstler mußte, um seine Mutter zu erhalten, in ein Möbelgeschäft eintreten. 1899 siedelte er nach Montreux über und arbeitete in einem Steinmetzgeschäft; 1901 ging er nach Paris, fand hier indessen keine Anstellung und studierte im Louvre die Antike und abends Akt. In die Schweiz zurückgekehrt, arbeitete er in Bern auf eigene Faust, fand ein Auskommen, ließ sich von Künstlerfreunden beraten und arbeitete sich ohne eigentlichen Lehrer aus sich selber empor. Seit 1909 stellte er regelmäßig aus und fand namentlich in der Architekturplastik ein großes Arbeitsfeld.

Der gerade und scharf aufsteigende Entwicklungsgang des mit eisernem Fleiß an sich selber arbeitenden Künstlers rechtfertigt, daß die Oeffentlichkeit an seinem Schaffen Anteil nimmt.

Jakob Bührer, Zürich.

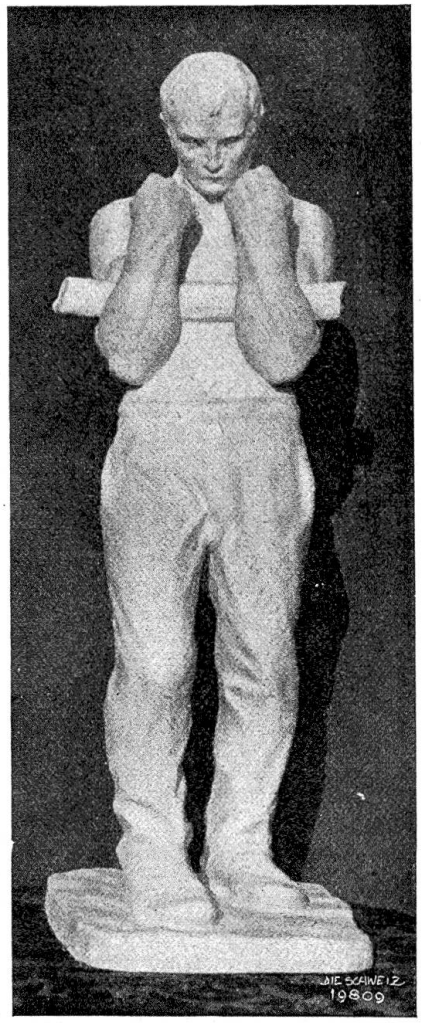
Der Schatzgräber von Santiago de Compostela.

Die abenteuerliche Geschichte eines luzernischen Landsmannes. Nachdr. verboten.

Eines der wundervollsten Abenteuerbücher aller neueren Literaturen ist Georges Borrows „Bible in Spain". Es sind erlebte, nicht erdachte Abenteuer. Man denke sich: ein im Dienste der englischen Bibelgesellschaft stehender Brite wagt sich 1835 nach Spanien hinein, in das von den Karlistenkriegen politisch und religiös aufs tiefste aufgewühlte Land, um spanische Bibelübersetzungen zu vertreiben. Fünf lange Jahre, 1835—1840, weilt Borrow auf der pyrenäischen Halbinsel und macht auch Abstecher nach Marokko hinüber. Es gibt kaum einen Winkel in Spanien und Portugal, den er nicht wiederholt besucht hätte; sein phänomenales Sprachtalent, das ihn neben fast allen Kultursprachen auch die fremdartigsten Idiome, z. B. die Dialekte der Zigeuner, mit Leichtigkeit bewältigen

läßt, hilft ihm, neben seiner Eigenschaft eines Civis Britannicus (und wie ist er stolz darauf!) immer wieder aus allen Abenteuern und oft auch sehr ernsten Gefahren heraus. Als im April 1843 im englischen Unterhaus bei einem Angriff auf die Regierung das Wort „Schwierigkeiten" gehört wurde, verwies Sir Robert Peel auf Borrow: im Lexikon dieses Mannes stehe es nicht.

Borrow gilt als einer der größten Stilisten der neueren englischen Literatur. Welche Ursprünglichkeit und Frische, welches dramatische Leben, unter Umständen aber auch welche Leidenschaft und welches Pathos in seiner Darstellung! Er hat sein Buch, das gelesen wird, soweit die englische Zunge erklingt, in der Hauptsache aus seinen der Bibelgesellschaft von Spanien zugesandten Briefen zusammenredigiert; ich wüßte diesem Bericht, der die phantasiereichsten Abenteuerromane an eindringlicher Kraft weit hinter sich läßt, schlechthin nichts an die Seite zu stellen.



Etienne Perincioli, Bern.
Der Arbeiter.

Es ist das echte alte Spanien, mit dem wir da bekannt gemacht werden, das Land der Romantik. Wie fern sind wir mit einem Mal von dem übrigen Europa mit seiner banalen Monotonie abgeschliffener Kulturmenschen! Welche Galerie von Originalköpfen, welche Sammlung von Typen, wie sie in jenem Moment nur noch in jenem Erdenwinkel möglich gewesen sind! Einen dieser Sonderlinge möchte ich hier herunternehmen, betrifft es doch einen deutschschweizerischen Landsmann, Señor Benito Mol aus Luzern. Und da dieser Edle einen Augenblick ganz Spanien in Atem hielt und sogar für die hohe Politik Bedeutung erlangte, ist es schon der Mühe wert, sein Bild genauer zu betrachten.

Borrow ist wieder einmal in der Haupt- und Residenzstadt Madrid, um, mit der tatkräftigen Hilfe des britischen Gesandten, von der momentanen Regierung die Erlaubnis zum Bibelvertrieb in der oder jener Provinz herauszupressen. Ein Narangero, bei dem er seine Früchte kauft und der ihn auf die interessantesten Straßentypen, zumeist Spitzbuben und Gauner aller Stände, aufmerksam zu machen pflegt, sagt eines Tages: „Dieser Mann da gehörte zur wallonischen Garde... Señor Benito Mol, wie geht es Ihnen?"

Die Aufmerksamkeit des Engländers wird sofort von der merkwürdigen Gestalt gefesselt. „Es war ein korpulenter alter Mann, etwas über Mittelgröße, mit weißem Haar und gerötetem Gesicht. Seine Augen waren groß und blau, und wenn immer er sie auf jemandes Antlitz richtete, zeigten sie den Ausdruck großer Spannung, als ob er eine wichtige Mitteilung erwarte. Er war recht ärmlich gekleidet, mit einer Jacke und Hosen von grobem rötlichem Stoff; auf dem Kopfe trug er einen gewaltigen Strohhut, dessen Rand arg zerschnitten war und stellenweise einer Säge ähnelte. Er erwiderte den Gruß des Orangenverkäufers; indem er vor mir eine Verbeugung machte, brachte er in einem rauhen, mißtönigen Jargon, der Spanisch sein sollte, aber mehr dem Valenzianischen oder Catalanischen glich, zwei wohlriechende runde Seifenstücke zum Vorschein, um sie mir zum Verkauf anzubieten."

Dies ist die Art Borrows, uns seine Originale zu präsentieren; wenige Striche, aber wie zeichnen sie den Mann! Borrow

erkundigt sich nach seiner Herkunft; zwischen ihm und dem Alten entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Ich bin ein Schweizer aus Luzern, Benedikt Mol mit Namen, einst Soldat in der wallonischen Garde und jetzt, mit Verlaub, Seifensieder."

„Ihr sprecht aber nur ungenügend spanisch. Wie lange seid Ihr im Lande?"

„Schon fünfundvierzig Jahre. Aber als die Garde aufgelöst wurde, ging ich nach Minorca, wo ich das Spanische verlernte, ohne mir das Catalanische anzueignen."

„Ihr seid also Soldat des Königs von Spanien gewesen; wie gefiel Euch der Dienst?"

„Nicht allzu gut. Vor vierzig Jahren freilich war ich froh, anzukommen. Die Löhnung schlecht, die Behandlung noch schlimmer. Ich will nun aber Schweizerdeutsch (Swiss) mit Ihnen sprechen; denn wenn ich mich nicht täusche, sind Sie ein Deutscher, und da werden Sie wohl die Luzerner Sprache verstehen. Ich war auf dem Punkte, aus dem spanischen Dienst zu desertieren, wie aus demjenigen des Papstes, dessen Soldat ich in meiner frühen Jugend gewesen war, bevor ich hieher kam. Aber ich hatte ein Frauenzimmer von Minorca geheiratet, das mir zwei Kinder schenkte. Deshalb blieb ich so lang in jener Gegend. Bevor ich Minorca verließ, starb mein Weib; meine Kinder wandten sich das eine ostwärts, das andere westwärts, und ich habe nie wieder von ihnen gehört. Ich habe die Absicht, bald wieder nach Luzern zurückzukehren, um dort wie ein Herzog zu leben."

„Ihr habt also in Spanien ein stattliches Kapital zusammengebracht?" sagte ich, nach seinem Hut und der übrigen Gewandung schielend.

„Nicht einen Quarto, nicht einen Quarto; diese beiden Seifenkugeln sind mein ganzer Besitz!"

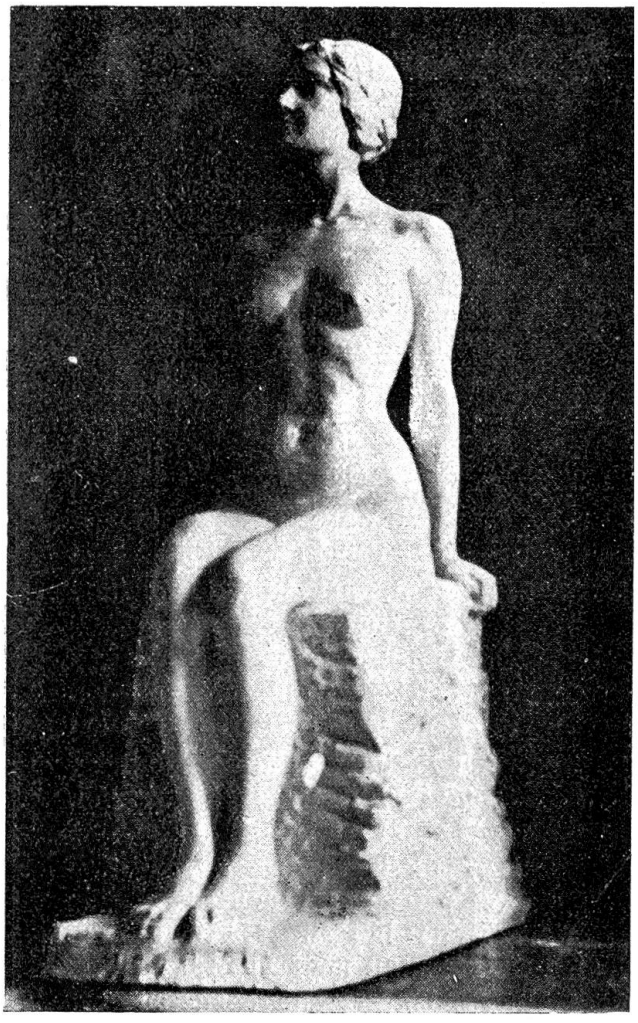
„Vielleicht seid Ihr der Sohn behäbiger Eltern und habt Land und Geld in Eurer Heimat, um davon zu leben?"

„Nicht einen Heller, nicht einen Heller! Mein Vater war Henker in Luzern, und als er starb, wurde seine Leiche mit Beschlag belegt, um seine Schulden zu zahlen."

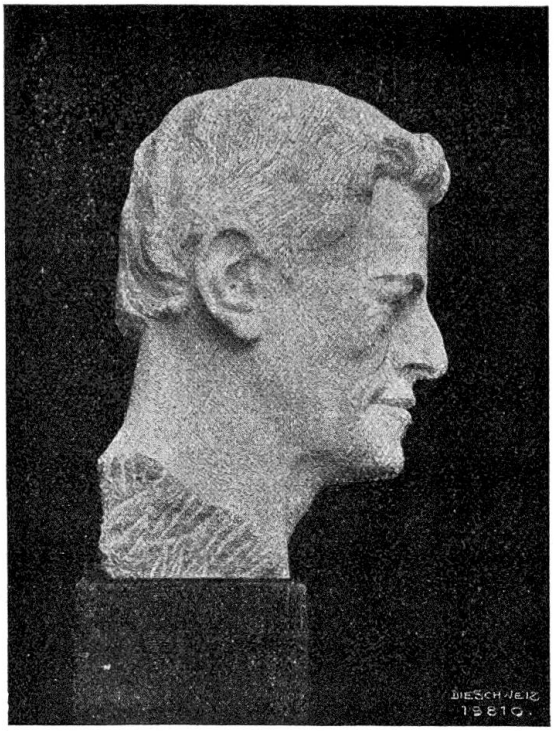
„Dann wollt Ihr offenbar in Luzern ein Seifensiedergeschäft eröffnen. Ihr tut gut daran, mein Freund, es gibt kein nützlicheres und ehrenvolleres Gewerbe."

„Ich denke aber gar nicht daran, in Luzern Seifensieder zu werden. Und da ich nun sehe, daß Sie Deutscher sind, lieber Herr, und mir Ihr Gesicht wie Ihre Art zu reden gefällt, will ich Ihnen im Vertrauen mitteilen, daß ich meinen Beruf nur sehr wenig kenne und schon aus mehreren Fabriken als schlechter Arbeiter weggejagt worden bin; die beiden Seifenkugeln in meiner Tasche sind nicht mein eigenes Erzeugnis. Kurz, ich verstehe wenig mehr vom Seifensieden als von der Schneiderei oder vom Schuhmacherhandwerk, die ich ebenfalls ausgeübt habe."

„Dann begreife ich aber nicht, wie



Etienne Perincioli, Bern. Jugend.



Etienne Perincioli, Bern.
Bildnis des Schriftstellers C. A. Loosli.

Ihr hoffen könnt, in Euerm Heimatkanton wie ein Herzog zu leben, es sei denn, daß die Leute in Luzern, im Hinblick auf die von Euch dem Papst und dem König von Spanien geleisteten Dienste, Euch in aller Pracht auf öffentliche Kosten unterhalten."

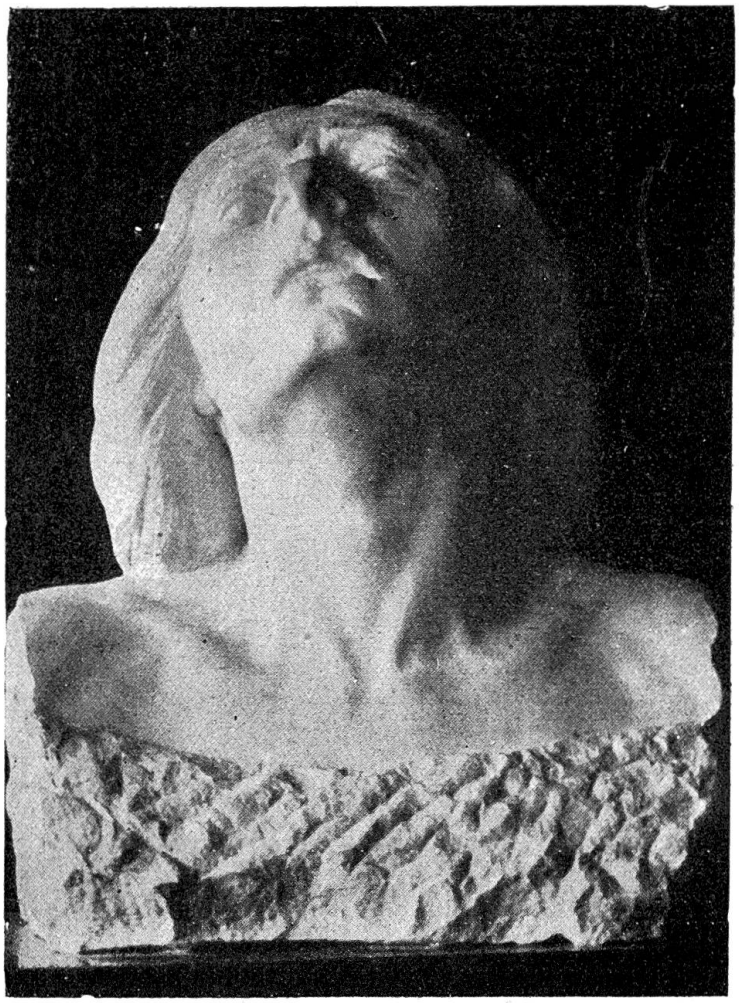
„Lieber Herr! Die Leute von Luzern lieben es nicht, die Soldaten des Papstes und des Königs von Spanien auf ihre eigenen Kosten zu füttern. Manche Gardisten, die dorthin zurückkehrten, müssen ihr Brot in den Straßen zusammenbetteln. Gehe i ch aber hin, so geschieht es in einer von sechs Mauleseln gezogenen Kutsche, mit einem Schatz, einem gewaltigen Schatz, der in der Kirche von Santiago de Compostela vergraben liegt."

Da war es endlich heraus. Borrow suchte die Hoffnungen des Alten zu dämpfen; Mendizabal und die Liberalen hätten in den spanischen Kathedralen schon gründlich aufgeräumt. „Mein guter deutscher Herr," erwiderte Benedikt Mol, „es ist ja gar kein Kirchenschatz, und außer mir weiß kein lebendiges Wesen von seinem Dasein. Vor nahezu dreißig Jahren befand sich unter den kranken Soldaten, die man nach Madrid brachte, auch einer meiner Kameraden von der wallonischen Garde, der mit den Franzosen nach Portugal gekommen war. Er war schwer krank und ist bald gestorben. Bevor er aber den Atem aufgab, ließ er mich herbeirufen und teilte mir mit, daß er und zwei andere Soldaten, die seitdem getötet worden sind, in einer bestimmten Kirche zu Compostela einen großen Raub vergraben hätten, den sie in Portugal gemacht hatten; er bestehe aus brasilianischen Goldmoidoren und der Schatz sei in einem Kupferkessel enthalten. Ich hörte gierig zu und habe von diesem Augenblick an keine Ruhe mehr gehabt, weder bei Tage noch bei Nacht; immer mußte ich an den Schatz denken. Er ist sehr leicht zu entdecken; denn der Sterbende war so genau in seiner Beschreibung des Fundortes, daß ich, wäre ich nur erst einmal in Compostela, gar leicht die Hand darauf legen könnte. Sechsmal schon war ich daran, die Reise zu unternehmen; aber immer kam etwas dazwischen. Nach meines Weibes Tode verließ ich Minorca mit der Absicht, nach Santiago zu gehen; als ich aber nach Madrid kam, fiel ich einer Baskin in die Hände, die mich zum Zusammenleben mit ihr überredete. Ich tat es mehrere Jahre. Sie ist eine große Hexe und sagt, wenn ich sie verlasse, werde sie einen

Etienne Perincioli, Bern.
Bildnis des Schriftstellers Jakob Bührer.

Zauber über mich bringen, von dem ich nie mehr loskommen würde. Aber, Gott sei Dank, sie ist jetzt im Krankenhaus und kann jeden Tag sterben. Dies ist meine Geschichte, lieber Herr!"

Dies war die erste Bekanntschaft Borrows mit Benedikt Mol; sie sollte sich, zum Teil unter den sonderbarsten Umständen, noch mehrmals erneuern. Auf fast hundert Seiten hören wir zunächst nichts mehr von dem Schweizer. Von Coruña aus gelangte der englische Bibelverkäufer endlich auch nach Santiago de Compostela im äußersten Winkel Galiziens, der Stadt, die einst, wie er berichtet, nach Rom der berühmteste Wallfahrtsort der Welt gewesen sei, da die Kathedrale das Gebein des älteren Jacobus enthalten solle, welcher, nach der Legende der römischen Kirche (Borrow, in vielen Dingen so weitherzig, wo es sich um den Katholizismus handelt, wird nur zu leicht borniert intolerant) zuerst das Evangelium in Spanien verkündete.



Etienne Perincioli, Bern. Die Schmerzenreiche.

Eines Abends wandert Borrow gedankenvoll durch die Alameda, die gänzlich verlassene Hauptstraße von Santiago (oder San Jago, wie er es bezeichnet) und setzt sich endlich auf eine Bank. Plötzlich vernimmt er einen schwerfälligen Tritt. Eine formlose Masse kommt langsam auf ihn zu. Jetzt enthüllt sie sich als ein Mensch in rauhem Gewand, mit einer Art andalusischen Hutes; als Stab diente ihm ein langer geschälter Baumzweig. Er war nun direkt vor Borrow angelangt, nahm den Hut herunter und bettelte ihn in einem merkwürdigen, an das Catalanische gemahnenden Jargon an. „Der Mond schien auf graue Locken und ein gerötetes, wetterhartes Antlitz, das ich sofort erkannte. ‚Benedikt Mol,' sagte ich, ‚ist es möglich, daß ich Euch in Compostela sehe?'

‚Ach, mein Gott, es ist der Herr!' erwiderte der Alte. ‚Was für ein Glück! Der Herr ist der erste Mensch, dem ich in Compostela begegne!'" Borrow schien es nicht recht zu glauben; doch Mol versicherte ihm, er sei den langen Weg von Madrid daher gewandert. Die Wegzehrung habe er sich erbettelt, Quarto auf Quarto; in Toro sei er in einer Seifenfabrik eingestanden, bald aber aus der Stadt weggejagt worden. So sei er nach Orense in Galizien gekommen, diesem erbarmungswürdigen Land des Hungers. Aber der Schatz! „Der Schatz liegt begraben; ich muß ihn heraufholen! Und sowie das geschehen ist, kaufe ich mir eine Kutsche mit sechs Mauleseln und fahre von Galizien nach Luzern, und wenn der Herr Lust hat, mich zu begleiten, so sei er willkommen neben mir und dem Schatz."

Leider hat Benedikt nicht einmal mehr

einen Quarto, eine armselige Kupfermünze, in seinem Besitze. Dennoch gedenkt er im besten Gasthof von Santiago abzusteigen; denn es gilt ja nur noch den Schatz zu heben. Borrow sucht den Alten abzukühlen: er möge jetzt eine Schlafstätte aufsuchen und sich dann um Arbeit umsehen. Das sei klüger; der Schatz sei ja doch nur in seiner Einbildungskraft vorhanden. „Ich gab ihm einen Dollar und ging weg."

In Santiago hatte Borrow einen guten Freund gefunden in der Person des Buchhändlers Rey Romero, der ihm, als Liberaler, bei seinem Bibelvertrieb gern behilflich war. Wenige Tage nachher meldete dem Engländer sein Diener Antonio — ein Grieche und eines der Hauptoriginale im Buche — „a foreign gentleman below" wünsche ihn zu sprechen. Es war Mol. Er zeigte sich in bester Stimmung und erklärte voller Pathos, den Schatz habe er nun entdeckt. Er befinde sich unter der Sakristei der Kirche San Roque. Er selber habe dies zwar nicht herausgebracht, wohl aber die Meiga, eine der galizischen Hexen. Ueber alles habe sie ihn ausgeholt und endlich, nach Befragung der Karten, San Roque als die Kirche mit dem Schatz bezeichnet. Er habe ihr die Hälfte des von Borrow geschenkten Silberdollars gegeben, wofür der Spender ihn als „simpleton" bezeichnet. Aber der gute Benedikt Mol ist seiner Sache gewiß. Erfreut er sich nicht des mächtigen Beistandes eines Priesters von San Roque, dem er zuerst gebeichtet und dann sein Geheimnis enthüllt hat, ihm Teilung des Gewinns vorschlagend? Mit hellem Eifer sei der andere darauf eingegangen, versichernd, „er sei ein guter Schweizer und ein guter Katholik". Er riet dem Luzerner, vorläufig einmal vom Generalkapitän die Erlaubnis zum Graben in der Kirche einzuholen. Nach diesem Bericht zog der Alte ab; es war das zweite Zusammentreffen Borrows mit dem merkwürdigen Menschen.

Wieder überblättern wir etwa siebzig Seiten in dem Buche, bevor wir in einer der jedem Kapitel vorangestellten summarischen Inhaltsübersichten lesen: „The Swiss again". Wir sind diesmal in Oviedo. Eines schönen Morgens erscheint Antonio in Borrows Gemach; atemlos ruft er ihm zu: „Mon maître! Wer glauben Sie sei angekommen?"

„Wohl der Prätendent," sagte ich nicht ohne Zittern; „wenn so, sind wir gefangen!"

„Bah," erwiderte Antonio, „'s ist nicht der Prätendent, sondern einer, der zwanzigmal mehr wert ist, der Schweizer von Santiago."

Es war eine trübe Geschichte, die der im traurigsten Aufzug, zerlumpt und beinahe barfuß, sich präsentierende Benedikt Mol vorzubringen hatte. Borrow konnte fast nicht begreifen, wie der alte Mann die riesige Strecke nach dem fernen Asturien zurückgelegt. Benedikt erzählte von seinen Erlebnissen in Santiago. Dort besuchte er den Generalkapitän, der sich zuerst sehr freundlich zeigte, ihn dann bald aber überhaupt nicht mehr vorließ. Noch weit schlimmer erging es ihm mit dem Kanoniker von San Roque. Als Mol ihm seine Absicht enthüllte, nach Madrid zurückzukehren und die Angelegenheit vor die Regierung zu bringen, fuhr dieser wie ein Tiger auf ihn los und packte ihn derart an der Gurgel, daß er ihn erdrosseln zu wollen schien. Mol aber wehrte ihn ohne viel Mühe ab, denn, erklärte er, sich in die Brust schlagend: „Ich bin ein Schweizer und ein Luzerner."

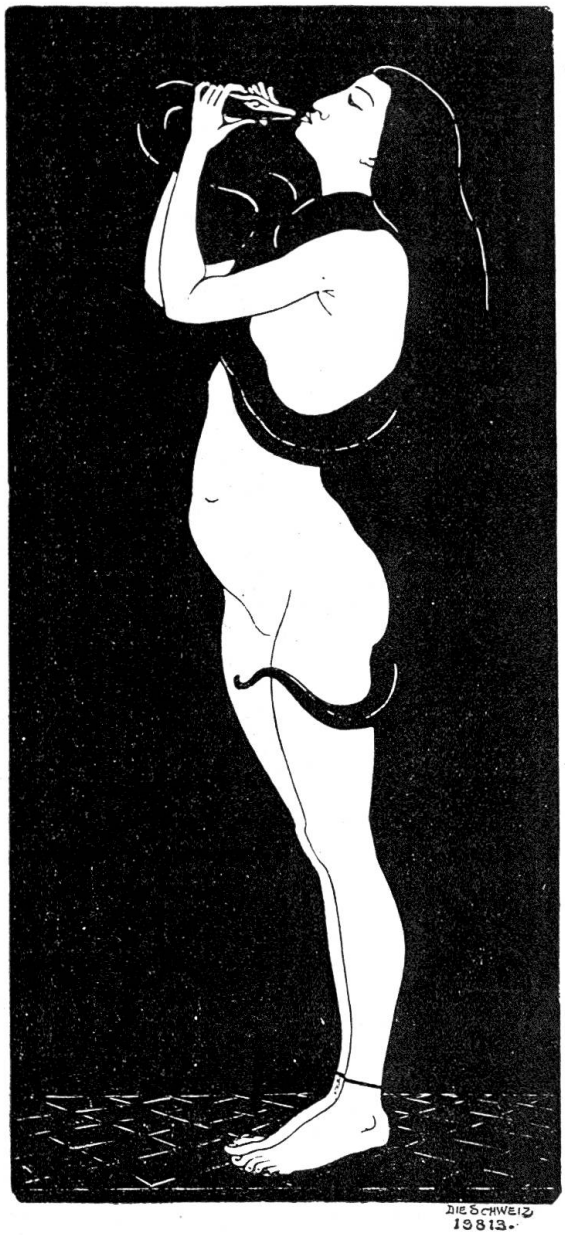
Der alte Mann hatte nun nur noch eine Zuflucht: Borrow. Da mußte er vernehmen, sein Gönner sei nach Coruña weitergereist. Sofort machte er sich auf den Weg, um ihn dort einzuholen. Auf der weiten Strecke, die der arme Teufel hungernd und bettelnd zurücklegte, fehlte es nicht an Abenteuern. „Ungefähr Mitte Weges, zwischen Santiago und Coruña, hörte ich, wie ich so, in den Gedanken an meinen Schatz vertieft, dahinwanderte, lauten Galopp; als ich mich umsah, erblickte ich zwei Reiter mit der Schnelligkeit des Windes über das Feld direkt auf mich zukommen. Lieber Gott, sagte ich, das sind Diebe, Parteigänger, und das waren sie. Im Nu waren sie da und hießen mich stillstehen; ich warf also meinen Stecken weg, nahm den Hut herunter und begrüßte sie mit einem

‚Guten Tag, Caballeros!' ‚Guten Tag, Landsmann,' erwiderten sie, und dann starrten wir einander eine Minute an. Lieber Himmel, nie habe ich solche Räuber gesehen, so fein gekleidet, so gut bewaffnet und so trefflich beritten auf zwei feurigen kleinen Hakkas, als hätten sie Flügel und könnten sich geradewegs in die Wolken schwingen. Wir glotzten uns fortwährend an, bis der eine mich fragte, wer ich sei, woher ich komme und wohin ich gehe. ‚Caballeros,' sagte ich, ‚ich bin ein Schweizer; ein religiöses Gelübde zu erfüllen war ich nach Santiago gegangen und kehre jetzt in mein Land zurück.' Ich sagte kein Wort vom Schatze; denn ich fürchtete, sie würden mich sofort niederknallen, in der Meinung, ich führe einen Teil davon mit mir. ‚Hast du Geld?' fragten sie. ‚Caballeros,' erwiderte ich, ‚Ihr seht, ich gehe zu Fuß, mit zerrissenen Schuhen; hätte ich Geld, ich erschiene nicht in solchem Aufzug. Ich will Euch aber nicht täuschen; ich besitze einen Peseta und einige Quartos.' Und so zog ich aus der Tasche, was ich besaß, und bot es ihnen an. ‚Mein Freund,' entgegneten sie, ‚wir sind Caballeros aus Galizien und nehmen keine Pesetas, noch viel weniger Quartos. Zu welcher Partei gehörst du? Bist du für die Königin?' ‚Nein, Caballeros,' sagte ich, ‚ich bin nicht für die Königin, ich bin aber, mit Verlaub zu sagen, auch nicht für den König. Ich verstehe ja nichts von diesen Geschichten; ich bin ein Schweizer und kämpfe weder für noch gegen irgendwen, es sei denn, daß man mich bezahlt.' Dies erregte ihre Heiterkeit, und nun befragten sie mich über Santiago und die Truppen daselbst und den Generalkapitän, und um ihnen nicht zu mißfallen, berichtete ich ihnen alles, was ich wußte, und noch viel dazu. Dann ergriff der eine, der wilder und resoluter aussah als der andere, sein Schießeisen, richtete es auf mich und sagte: ‚Wärst du ein Spaniol gewesen, wir hätten dir den Kopf zerschmettert; denn wir hätten dich für einen Spion gehalten. Wir sehen jedoch, daß du ein Ausländer bist, und glauben dir, was du gesagt hast. Nimm deshalb diesen Peseta und geh deines Weges; aber hüte dich, jemand etwas von uns verlauten zu lassen! Denn tust du's, Carracho!' Dann feuerte er mir sein Schießeisen direkt über dem Kopfe ab, sodaß ich einen Moment glaubte, ich sei erschossen; mit einem wilden Ruf galoppierten die beiden weg, und ihre Gäule sprangen über die Barrancos (kleine Schluchten) wie die Teufel."

Etienne Perincioli, Bern.
Emmentaler Bauer. Holzschnitt.

In Coruña erfuhr Mol, „Lieber Herr" sei nach Oviedo weitergereist. Zu Tode betrübt beschloß er, sich bis zur französischen Grenze durchzuschlagen und unterwegs in Oviedo nach seinem Gönner Umschau zu halten. Er kam dabei über Mondonedo, ein altes Nest „voller Kanoniker, Priester und Pfaffen, die alle karlistischer sind als Don Carlos selbst", und hungerte sich unter unsäglichen Mühen durch bis Oviedo. „Wie ich herkam, weiß ich nicht; ich wanderte wie im Traum." „Lieber Herr" war seine letzte Hoffnung; nun hatte er ihn gefunden.

Borrow brachte den bedauernswerten Alten denn auch für die paar Tage, die er noch in der Stadt blieb, in seiner Posada unter, damit er sich erhole. Vor seiner Abreise erklärte Mol, er wolle



Etienne Perincioli, Bern. Salammbô. Holzschnitt.

hinter seinem Gönner, aber langsamer, den Weg über Santander bis an die französische Grenze zurücklegen. „Ich will Spanien sobald wie möglich verlassen und nach Luzern zurückkehren, wiewohl es hart ist, im Lande der Gallegos meinen Schatz zurückzulassen." Benedikt wurde wieder mit einigen Dollars beschenkt, und man nahm Abschied.

Antonio versäumte nicht, den Herrn seine persönliche Meinung über Señor Mol wissen zu lassen. „Ein sonderbares Leben hat er geführt, und einen sonderbaren Tod wird er sterben — es steht ihm auf dem Gesicht geschrieben." Er werde Spanien nicht verlassen; denn er sei behext und denke nur an seinen Schatz. In der letzten Nacht habe er ja wieder eine Zauberin darüber befragt. „Ich habe oft," fuhr er fort, „von der Geldgier der Schweizer sprechen hören, und er ist ein Beweis dafür. Was Benedikt in diesen letzten Tagemärschen durchmachte, ich wollte es nicht auf mich nehmen für alle Schätze Spaniens."

Dies war die dritte Begegnung Borrows mit Benedikt Mol. (Schluß folgt).

□□

Aphoristisches.

Gemütlichkeit steht zum Gemüt in einem ähnlichen Verhältnis, wie die Gutmütigkeit zur Güte.

Mütter lieben in ihren Söhnen, Väter in ihren Töchtern ihre erste und reinste Liebe.

Ilse Franke, Freiburg.

Ein Frühlingstag in Böcklins Zürcher Ateliergarten.

Eine Erinnerung von Otto Lasius, Zürich. Nachdruck verboten.

Als mich jüngst solch ein glanzvoller Frühlingsmorgen durch das liebe Zürcherland führte, weckte all der Zauber rings die Erinnerung an einen ebenso überschwenglich schönen Frühlingstag, den ich im blühenden Garten unseres ehemaligen Hauses an der Freiestraße in der damaligen Außengemeinde Zürichs, in Hottingen, verlebt, als Böcklin noch unter uns Lebenden wandelte und rüstig in seinem Atelier aus- und einging, das ihm mein lieber Vater gebaut hatte und das damals, auf weithin dominierender Höhe, mitten in frühlingsblühenden Wiesen stand.

Einer meiner Brüder und ich, wir befanden uns gerade im Garten und jäteten „im Schweiße unseres Angesichtes" Unkraut aus den mit Kies und Asche bestreuten Wegen, unter der rebenbewachsenen Gartenlaube, der nämlichen, die dem Meister als Vorbild zu seiner gemalten „Gartenlaube" in der Sammlung des Zürcher Kunsthauses gedient. Die Amseln pfiffen und sangen um uns her. Die Sonne brannte und stach einem tüchtig